

Geborgen.

Eine See-Novelle von E. Fischer-Markgraff.

(1. Fortsetzung.)

Der Kapitän wandte sich mit einem Rud um und sein Auge sprühte den zweiten Steuerermann an, der, ein spöttisches Lächeln um die Lippen, wie aus der Erde gewachsen neben ihm stand, und gleichmütig den zornigen Blicken des Vorgesetzten begegnete.

„Was fällt Dir ein, August?“ herrschte dieser ihn an. „Was hast Du hier zu suchen? Geh auf's Vorschiff, wo Du hingehörst!“

„Ich wollte nur was holen, und wenn Dir das nicht paßt, was ich sage, laß mich in Ruhe. Du weißt ja, für Sentimentalitäten hatte ich nie Verstand; für mich ist solch Schiff ein Holzstapel, bei dem's nur darauf ankommt, wie viel er einbringt — und auf welche Weise er sich am besten rentiert!“ Dabei lag immer das nämliche spöttische Lächeln um seine Lippen, welches Ulrich das Blut zum Sieben brachte, und das ihn doch wieder sich beherrschend machte, um sich dem anderen gegenüber nichts zu verzeihen.

Er schwieg deshalb, und als August keine Antwort bekam, nahm er die Karte, welche er vor sich niedergelegt hatte, wieder auf und ließ, gleichmütig eine Melodie zwischen den Zähnen pfeifend, die Treppe zum Mitteldeck hinab.

Ulrich versuchte seine Wanderung wieder aufzunehmen, aber der gleichmäßige Schritt wurde zögernder, unentschlüssener, endlich blieb er stehen, und sein Auge haftete finstern an dem prismatisch geschnittenen Glasverglas, welches, in das Verdeck eingelassen, zur Beleuchtung seiner Schlafkabine diente.

„Diese Dampferfahrer! Thun sie nicht immer, als ob unsereins gar nichts gegen sie wäre? Und recht haben sie, wenn man sieht, wie solch Steamer unentwegt dahinzieht, unabhängig von Wind und Wetter, und wie machtlos oft ein Segelschiff dagegen kämpft.“

Nachdenklich lehnte er sich an das weißgestrichene Holzgeländer, welches das Aftersdeck abschloß. Wenn er das Schiff zu verkaufen suchte? Aber wer gab ihm etwas für den alten Kasten? Er lächelte kurz und scharf auf. Sein Anteil war der größte, er hatte am meisten zu verlieren.

Er riß ungeduldig die Knöpfe des Deltrodes auf. Der Wind flaute ab, da hinten sah schon ein Stück blauen Himmels zwischen dem grauen Gewölbe hervor. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen und schüttelte dieselbe, als ob er etwas Unangenehmes von sich weg schleuderte. Ein garblicher Keri, dieser August Winter! Hätte er doch auf seine Frauen gehört. Diese glühenden, graugrünen Augen hielten ihn wie unter einem Bann, er fühlte sich gar nicht mehr recht zu Hause auf der „Elise“, seit er den Menschen an Bord hatte. Allerdings — er fröhlich wiederholt mit der Hand über die Stirne, und ein tiefer Atemzug hob seine Brust — wo wäre er heute, wenn jener Helfer nicht gewesen wäre, der uneigennützig das Letzte für ihn geopfert hatte! Er starrte nachdenklich vor sich hin und schüttelte den Kopf. Konnte es etwas Verschiedereneres geben, als diese beiden Brüder? — Gleichviel — er redete sich hoch auf, und das braune Gesicht nahm einen Ausdruck ungewohnter Energie an — es war nicht guter Wille, es war Pflicht gewesen, den Mann dem Verkommen zu entreißen, um des Bruders willen, dem er die Existenz zu verdanken hatte.

Noch einmal blickte er zum Himmel auf und zog die Uhr, dann ging er ein paar Schritte weiter und bog sich über das Geländer: „Hallo, Steuerermann...“

Doch ehe er ausgesprochen hatte, öffnete sich die Thür der Steuerermännstube, und Hartmann trat heraus, die Mütze in der Hand, im kurzschneidenden Jackett die weißblonden Haare zur Tolle gekämmt über der gebräunten Stirn.

Das Gesicht des Kapitän's heiterte sich auf, es war, als wenn sich seine Brust unter einem befreienden Atemzug hob, und er ging dem jungen Manne einige Schritte entgegen, der eben die Stufen der zum Aftersdeck emporführenden Treppe hinaufstieg.

„Was meinen Sie, Hartmann, ich glaube, wir kriegen anderes Wetter, der Wind geht um!“

Der Angeredete hob das Gesicht und prüfte mit scharfem Blick den Zug der Wolken. „Ich denk', es giebt bald überhaupt keinen Wind mehr“, erwiderte er dann mißmütig. „Paffen Sie auf, Kapitän, morgen liegen wir still.“

„Sagen Sie was?“ fragte Hartmann, der den Delta zusammengefaßt auf das Kapfenster hing.

„Ne, ne, ich dachte nur 'n bißchen laut. — Ranu, Koch, was bringst Du

uns denn heut?“ wandte er sich an einen jungen Menschen, welcher, vom Mitteldeck heraufkommend, ein Tablett dampfender Speisen in der Hand hielt, und gewandt über ein im Wege liegendes Schiffstau hinwegsprang.

„Was Feines, Kapitän“, erwiderte der Koch, „erst giebt's Erbsen und dann Bressefart und Preiselbeeren.“

Der Kapitän und Hartmann traten schmunzelnd näher. „Aber Koch“, sagte der Steuerermann, „wo hast Du denn das her? Hast 'n Bressefartisch gefangen und geschlachtet?“

Der junge Mensch lächelte über das ganze Gesicht. „Ne — die Frau Kapitän hat mir's mitgegeben für Sie“, sagte er wichtig, „und heut' soll' ich's bringen, weil Sie Erbsen nicht gern üßen.“

„Sie können lachen, Kapitän Ulrich“, wandte sich Hartmann zu diesem, „Sie haben eine vorzügliche Frau!“

Der Angeredete antwortete nicht; seine Brust hob sich, als unterbrücke er einen Seufzer, und schnell und gewandt, ohne das als Geländer dienende Tau zu berühren, eilte er, von dem Steuerermann und dem Koch gefolgt, die Treppe zur Kapitänstajüte hinab.

In der Gartenpforte, die sie für die Mutter geöffnet hatte, zögerte Sophie Ulrich ein Weildchen und ihre Augen blickten mit einem Ausdruck von Trostlosigkeit zu dem weißgestrichenen Häuschen mit den gelben Fensterläden hinüber, welches der Großvater gebaut, als er sich zur Ruhe setzte, und nach seinem Tode auf die Mutter vererbt hatte, und das so viele liebe, unerlöschliche Erinnerungen für sie barg. Wie leer, wie trübsalvoll es jetzt wieder war ohne ihn, ohne den Vater, dessen Bild ihr Herz umschloß mit der ganzen großen Kraft seiner Liebesfähigkeit!

Wie hatte ihr in den Wochen seines Hierseins sein freundliches Gesicht entgegengeleuchtet, wenn sie nach Hause kam, mit dem ganzen frischen Humor, der es so unendlich anziehend machte. Dort unten im Wohnzimmer saß er gewöhnlich in dem tiefen Holzstuhl mit der riesigen Lehne, den er von New York mitgebracht, und in dem es sich so sehr behaglich saß, die Zeitung in der Hand und die Zigarre im Munde, und wenn das Silberpörschen klirrte, dann schob er die Gardinen beiseite, bog den Kopf gegen die Scheiben und nickte ihr zu.

Und sie richtete die trockenen, brennenden Augen auf das Fenster, als könne ihr Blick die geliebte Gestalt dort hinschweben, und dann biß sie die Zähne zusammen, warf die Gartentür ins Schloß, und folgte der Mutter zum Eingange des Hauses, welcher von der Schmalseite des Hauses in das Innere führt.

Frau Kapitän Ulrich erstickte schwer atmend die Stufen der Freitreppe. In der Flurthür machte sie halt, und ihr zierliches Näschen schnüffelte in der Luft. Dann schob sie plötzlich den Flur entlang und in die Küche hinein. „Aber Vertha, da haben Sie mir doch den Kuchen anbrennen lassen!“

Das übrige Verhängnis das Poltern des Wassertrahls, den das Mädchen mit Behemung aus der Wasserleitung in ein leeres Blechgefäß schießen ließ.

Sophie klagte hastig die Treppe zum oberen Stockwerk empor; sie wollte allein mit sich sein.

Doch da scholl schon die helle Stimme der Mutter ihr nach: „Kind, Sophie!“

Das Gesicht des jungen Mädchens nahm einen gequälten Ausdruck an; sie wandte sich widerwillig um und heugte sich über das Geländer der Treppe, an deren Fuß die Mutter stand. „Was möchtest Du denn, Mutter?“ fragte sie matt.

„Möchtest Du nachher nicht einmal nach dem Essen sehen? Ich muß noch zum Konditor und Eis bestellen für heute Nachmittag!“ Und als sie den verwunderten Blick der Tochter bemerkte, fuhr sie fort: „Du weißt doch, die Kühl- und ihre Schwester kommen von Alt-Mögeln herein, und solche Gutsbesitzerfrauen sind so verwöhnt, denen kann man nur durch Feindschaft imponieren. Und dann will ich noch zur Frau Wilde und ihr meinen Umgang zeigen, sie wollte ihn so gerne haben.“

„Warum antwortest Du denn nicht?“ zankte sie dann, „soll ich etwa erst Deine Erlaubnis einholen, wenn ich Besuch bekomme?“ Sie hatte oft das unbestimmte Gefühl, sich vor der Tochter ertönen zu müssen, trotzdem diese ihren kleinen Liebhaberinnen und Eigentümlichkeiten in steter Freundlichkeit und Nachsicht begegnete; aber gerade diese Nachsicht der Tochter trübte und erbitterte sie, und dann schalt und zankte sie, ohne freudlich das Gefühl zu haben, damit etwas ändern zu können. „Na, so abhängig bin ich denn doch nicht von Dir, trotz Deiner großen Klugheit.“

„Aber nicht wahr“, unterbrach sie sich dann begütigend, „Du siehst nach der Küche?“

Sophie legte einen Moment die

Hand an die Schläfe, dann nickte sie freundlich. „Gemein, Mutterchen, gern.“ Sie wußte, Vertha lachte ausgezehret; dennoch schwebte die Mutter stets in heller Angst, daß irgend etwas von den guten Sachen, die sie so liebte, anbrennen oder mitraßen könnte.

„Denn ist's ja gut“, meinte die Mutter besänftigend und zupfte die Schleifen ihres Kapottbüschens zu recht. Dann schlug sie sich plötzlich mit der Hand vor die Stirne und schob ins Wohnzimmer hinein, um gleich darauf mit einem großen weißen Umschlag in der Hand wieder zu erscheinen. „Da, Tochter, das soll' ich Dir von Vatern geben, wenn wir wieder nach Hause kämen.“

Sophie langte zwischen den Sprossen des Geländers hindurch und nahm den Umschlag in Empfang. Es fand etwas darauf geschrieben, „An mein Feinlein!“ las sie.

In ihr Gesicht war plötzlich eine dunkle Röthe gefahren, und die Augen hatten einen leuchtenden, glückseligen Glanz angenommen.

Frau Zettchen, welche soeben die Handschuhe über den runden Händchen zusammenknöpfte, faß es, und über ihr Gesicht flog ein Zug von Bitterkeit. Sie hatte ihr Kind doch auch lieb und that ihr alles zu Gefallen, was sie konnte, wie kam es nur, daß sie ihr so gar nichts sein konnte?

Das obere Stockwerk war direkt unter dem Dach gelegen und enthielt Kammern, nur ein winziges Gefäß außer dem Trockenboden und den für das Dienstmädchen und Sophies Stube, die nach hinten heraus gelegen, einen Ausblick über die Gärten der kleinen Villenkolonie bot.

Sophie bog sich zur Seite, um zwischen zwei rotblattrigen Bettbeugeln hindurch zu schlüpfen, welche im Zugwind der geöffneten Fenster hin und her wehten, und lächelte leise vor sich hin. Bei ihnen wurde doch ewig gewaschen! Dann öffnete sie die Thür zu ihrem Zimmer, durch dessen einziges, breites Fenster ein trüber, grauer Himmel herein sah.

Sie ging zum Tisch hinüber, legte den Umschlag auf die buntpolirte Decke deselben, und wieder und wieder las sie es laut vor sich hin. „An mein Feinlein!“ Das waren die trübsaligen, verschämtesten Züge, die so hübsch aussahen und sich doch so unendlich schwer lesen ließen.

Sie hatte die helle Sommerjade über den Arm genommen, den Hut von den Haaren gelöst und blieb ein Stückchen von dem einsamen Sammelband deselben. Wie war es nur gekommen, daß ihr der Name, mit dem sie der Vater rief, so ans Herz gewachsen war? Sie stützte die Hand auf die Decke des Tisches und blickte nachdenklich auf die buntpolirte Tapete. Zuerst hatte der Vater sie damit geneckt und sie dann zärtlich gestroßt, wenn sie angefangen hatte zu weinen. Und dann? Ja, dann hatte sie so langsam begriffen, daß der Name in seinem Munde mehr war wie Hederei, daß er ein zartes, inniges Band zwischen ihnen beiden, ein Ausdruck seiner ganzen, großen Zärtlichkeit für sie war, und da hatte sie auch den Namen lieb gewonnen; aber niemand anders durfte sie so nennen.

Sie schritt rasch zu dem Schrank und barg Hut und Jacke in demselben, dann kam sie wieder zu dem Tisch herüber und blickte auf die Platte gestemmten Armen auf den geheimnisvollen Umschlag. Es machte ihr Freude, sich selbst zu spannen, zu ertarben, was es sein möchte.

Sie fuhr prüfend mit dem Finger über die Oberfläche deselben und lächelte leise. Es war etwas Feines darin, vielleicht eine Photographie? Oder vom Vater? — Aber sie hatte doch schon so viele. Ihr Auge glitt über das Zimmer und über die Bilder, welche den Vater in früheren Jahren und in der Gegenwart zeigten. In dem glücklichen Lächeln des Mundes war der Gedanke zu lesen, daß es ihrer nie zu viel werden konnten.

Sie ließ sich in den bequemen Korbsessel vor dem Nächstischen am Fenster sinken, öffnete den Umschlag mit dem Trennmesschen und blickte neugierig hinein. Ein in weißes Papier gewickeltes etwas war darin, und dann zog sie es heraus, wickelte es aus und hielt es stumm vor sich hin.

Es war das Schiff des Vaters, die „Elise“, vom jenseitigen Ufer aufgenommen, mit vollen Segeln, die Flagge gehißt — ein ausgezeichnetes Bild.

Scharf drängte sich jede Linie dem Auge des Betrachters auf. Die buntemalte Gallionsfigur in Form eines Merkurs mit Flügelhut und Stab, die Latelage, die Kapfenster, die weißen Buchstaben und dort — sie stieß einen leisen Jubelruf aus — ihr Vater, ihr geliebter Vater! Dort stand er auf dem Hinterdeck des Schiffes, die Hand hielt die Mütze, und die herabhängende Rechte ruhte auf dem Kopf des mächtigen Neufundländers, seines Lieblings, welcher die Schnauze mit einer Würde durch die Drahttau der Kelling steckte, als sei er sich der Wichtigkeit des Augenblicks wohl bewußt.

Sie konnte deutlich des Vaters Gesichtsausdruck erkennen, das schelmische Lachen des Mundes, den Blick der hellen Augen, der sich im Voraus an ihrer Uebertragung zu weiden schien — und sie hob den Karton und drückte heiße Küsse auf die Stelle, wo das geliebte Gesicht ihr zugewendet war, und ihr gerade in die Augen zu blicken schien.

Aber plötzlich fuhr sie zurück, und dunkelroth übergesien, lehnte sie sich in dem Stuhl zurück. Die Finger, welche das Blatt hielten, bebten leise. Neben dem Vater die schlante Gestalt mit dem weißblonden Haar, die hatte auch ihren Anteil an den Küffen bekommen. An der großen Fahnenstange stand sie, den Fuß auf einen Berg Tauwert gesetzt, den einen Arm in die Seite gestemmt, und den anderen um das Holz geschlungen.

Sie beugte den Kopf tiefer herab auf das Blatt, und ihr Blick glitt mit scheinem Ausdruck über das hübsche Gesicht und die klaren Augen, die zu fragen schienen: „Siehst Du mich auch?“

Sie nahm das Bild mit heftiger Bewegung und lehnte es an die große, mit Herbstblüthen gefüllte Vase in der Mitte des Tisches, verströmte die Hände, und über das stolze Gesicht lagerte es sich wie ein süßes, glückseliges Träumen.

O, über die herrlichen, unversehrten Wochen, welche sie mit ihnen verbracht, mit den beiden, die so verschieden waren und ihr dennoch so hoch über anderen zu stehen schienen!

Sie erinnerte sich so deutlich des Morgens, als die Depesche des Vaters gekommen, die sie nach Riga berief, um die Rückreise mit ihm zusammen zu machen. Schon mit dem nächsten Dampfer hatte sie ihre Reise angetreten; es war eine stille, schöne Ueberfahrt gewesen, und nie würde sie den wundervollen Sommerabend vergessen, als sie in die alte Hafenstadt einfuhr. In fieberhafter Erregung hatte sie an der Kelling geleht, und endlich war die „Elise“ in Sicht gekommen, festlich geschmückt, alle Flaggen gehißt und da war schon das Boot abgestoßen, der Dampfer hatte gestoppt, und gleich darauf lag sie in den Armen des Vaters, der gemandt das Fallreep heraufgeleitet war.

Schon am nächsten Tage hatten sie die Anker gelichtet zur Rückkehr nach der Heimath, des widrigen Windes wegen hatten sie fast zwei Wochen dazu gebraucht; der Vater hatte gescholten und gewettert, am meisten, wenn ein Dampfer, in gleicher Richtung dahinziehend, sie in kurzer Zeit überholte, und schon am Horizont verschwunden war, wenn sie, mühsam kreuzend, kaum ein paar Anker gewonnen hatten.

Ah, und sie war so froh darüber gewesen. Konnte es etwas Wundervolleres geben, als in Gesellschaft des besten Menschen, im Angesicht der Unendlichkeit des Meeres, losgelöst von den kleinlichen Alltäglichkeiten des Lebens, die Tage heraufsteigen und vergehen zu sehen?

Und die Stunden flogen dahin und mit Bedauern sah sie dem Tag entgegen, an welchem sie den Leuchtturm ihrer Heimath aus dem Wasser auftauchen sehen würde. Es gab ja auch so vieles für sie zu thun und zu sehen. Sie besetzte des Vaters Zeug aus, sie ging in die Kamrübe und bereitete ihm ein Lieblingsessen, das der Schiffstoch nicht zu Stande brachte, sie spielte Schach mit dem Vater, und wenn er Wache hatte, mit Hartmann. Beide lächelten ihr vor, wenn sie nähte und stidte, und nachher tauschten sie ihre Ansichten aus über das Gesehene, und während sie mit dem Vater in allem harmonierte, konnte sie sich mit dem Steuerermann ganz ernsthaft freuten; er hatte in vielem so andere Ansichten wie sie, und wenn sie ihm auch nicht immer recht gab, so mußte sie sich doch oft fagen, daß er mehr im wirklichen Leben stand als sie und der Vater.

Sie hörte es gern, wenn er so lech und kernig absprach, so jugendfrisch und fast ein wenig knabenhaft, während ihr aus des Vaters Rede alles in vergeisteter, gleichsam veredelter Bedeutung erschien.

Und eines Abends hatte sie und der Vater auf dem Verdeck gesessen, es war eine plötzliche Windstille eingetreten, und das Schiff lag still. Da hatte der Vater die Gitarre geholt, ohne die er nie in See ging, und während er die Saiten klingen ließ, sang er mit seiner schönen Baritonstimme sein Lieblingslied, das so ganz seiner weichen, schöngestigten Art entsprach:

„Dort unten im Orienthale,
Da sitz' ich manchen Tag
Und seh' den Räderpiele
Und seh' den Wellen rade
Und seh' die Wasser kommen
Und seh' die Wasser gehn,
Doch, ach die schöne Müllerin,
Die läßt sich nimmer sehn.“

Sie hatte die Melodie leise mitgesummt, und Hartmann stand mit dem Rücken an die Kelling geleht, die Ellenbogen aufgestemmt und sah zu ihr hinüber, unterwandt, mit Widen so heiß, so tief, daß sie die Augen niederzuschlagen mußte.

Ein etwas in ihr wollte sich dagegen empören, doch der Abend war so schön, sie wollte die Erinnerung daran sich ungetrübt erhalten, und so zwang sie sich, aufzublicken und an ihm vorbei auf das Wasser zu sehen.

So hatte sie stumm dageessen, mit jedem Nerv, jeder Faser des anderen Nähe empfindend, ihn umfassend, und dennoch wehrte sie sich dagegen in ihrem Stolz in dem heißen Wunsch, niemandes Bild in ihrem Herzen neben dem des Vaters einen Platz einzuräumen zu wollen.

Zuletzt hatte der Kapitän die Gitarre fortgelegt, den Kopf auf Sophies Knie gelegt, und schon nach kurzer Zeit verklärten seine ruhigen,

gleichmäßigen Atemzüge, daß er eingeschlafen war.

Und der Abend war weiter vorgeschritten, ein warmer, trüber Abend; der Himmel war grau überzogen, und die See erschien dunkel und schwer, wie mit einer Delschicht bedekt; kein Geräusch erscholl als die Klänge der Harmonika aus dem Volkslogis und das leise Gluckern der Wellen unter dem Leib des Schiffes.

Die nächsten Tage hatten schönes Wetter und guten Wind gebracht, und schnell näherten sie sich dem Ziel ihrer Fahrt.

Sie war heiter und ausgelassen gewesen wie ein fröhliches, sorgloses Kind. Eine jede Kleinigkeit wurde zum Erlebnis für sie; die Delphine, die die schwarzen Köpfe aus der spiegelklaren Fluth emporlachten, die Größe der vorüberziehenden Schiffe, die Berechnungen, welche der Vater machte, und bei denen sie ihm helfen mußte, und die Leuchttürme, deren Lichter Nachts herüberblinkten wie ewig nachflame Augen — alles wurde verklärt durch die Nähe so lieber Menschen.

Langsam, wie im Traume nahm Sophie das Bild wieder auf, aber diesmal suchte ihr Auge nicht das Gesicht des Vaters, es ruhte auf der schlanken Gestalt neben ihm und versuchte in deren Zügen zu lesen. Und plötzlich zog Leichenblässe über ihr Gesicht. Ein anderes Augenpaar war dem ihren begegnet, als sei es lebendig, mit glühendem, spöttischem Funzeln.

Da war er wieder, der unheimliche Mensch. Dicht bei dem anderen stand er, und das Lächeln wurde zum Grinsen, das Gesicht verzerrte sich, und ihr war, als streckte sich eine Hand nach ihr aus, immer näher und näher kam sie und griff an ihr Herz und umklammerte es — ein Frösteln lief ihr über den Rücken. Plötzlich fuhr sie empor, strich sich über die Stirn und blickte um sich wie ein eben Erwachender.

Was war denn das? Hatte die Mutter sie angefaßt mit ihren Bhanstafen? Das war ja zum Lachen!

Und sie wollte lächeln, aber die Lippen gehorchten ihr nicht, schwer und gepreßt lag ihr das Herz in der Brust. Und dann brach das so lange niedergehaltene Abschiedsweh über sie herein, es übermächtigte sie mit Macht, und ehe sie noch mußte, wie es kam, hatte sie den Kopf in die Hände geborgen und weinte bitterlich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zukunft des Kupfers.

Der gewaltige Aufschwung der Elektrotechnik zeigt sich am deutlichsten in der seit etwa drei Jahrzehnten ins Unermeßliche gesteigerten Nachfrage nach dem für die Elektrizität notwendigen Rohmaterial, dem Kupfer. Die Statistik des heutigen Kupferbedarfes zeigt dies am klarsten, denn im Jahre 1850 produzierte die Welt rund 56,000 Tonnen und 1904 das reichlich zehnfache, nämlich 639,000 Tonnen. Diese Steigerung läßt aber den Gedanken aufkommen, ob die Kupfervorräte der Erde eine weitere Erhöhung für längere Zeiten gestatten, oder der Satz, daß nach der in wenigen Jahrzehnten eintretenden Erschöpfung der Steinkohlenlager die in Elektrizität umgewandelten Wasserkraft ein Ersatz für Industrie und Leben bieten können, nicht dadurch hinfallend wird, daß die Kupferlager bereits abgebaut sind oder nur kurze Zeit noch die Steintohle überleben werden.

Der wichtigste kupfererzeugende Staat, Nordamerika, der heute die Hälfte der gesamten Produktion deckt, hat drei Zentren aufzuweisen: die Gegenden des Oberen Sees, Montana und Arizona. Die Gewinnung ist in allen diesen Teilen noch jung, trotzdem bedingt die Eigenart des amerikanischen Bergbaues, daß nach der vorliegenden Literatur der Reichthum bereits in wenigen Jahrzehnten völlig erschöpft sein wird. Zwar wird Nordamerika, das trotz niedrigen Gehaltes seiner Erze insolge des hochentwickelten Betriebes sehr billig produziert, einige Jahrzehnte hindurch noch weiter ausschlaggebend bleiben, da es den Bedarf an Roherzen durch Importe aus den benachbarten Staaten: Kanada und Mittelamerika decken wird. Sobald indessen die nordamerikanische Konkurrenz aufgehört haben wird, werden die heute sehr in den Hintergrund gedrängten südamerikanischen Republiken Chile und Bolivien, von denen die erste noch vor kurzer Zeit eine wichtige Rolle auf dem Kupfermarkt — „Chili barz“ — spielte, wieder stärker hervortreten.

Von den wenigen bisher bekannt gewordenen afrikanischen Kupfergruben scheinen der deutschen in Südwestsafrika genug zu sein, um Deutschland für einige Zeit von dem internationalen Markt unabhängiger zu machen. Afien, das zwar Kupfer erzeugen muß, über dessen Schätze jedoch kaum etwas Bestimmtes auszulagen ist, birgt nur in Japan bekanntere Kupfergruben. Australien, das gleichzeitig mit Nordamerika Kupfererze zu fördern begann, hat unter dem Druck der nordamerikanischen Konkurrenz sich zu einem Raubbau auf seine nicht sehr ausgedehnten Lager verleiten lassen, der den dortigen Abbau bald zum Erliegen bringen wird. Ein späteres Wiederbeleben ist unter solchen Verhältnissen kaum zu erwarten.

Die europäischen Vorkommen sind recht verschieden. Während Frankreich und England aus eigenen Erzen kaum noch Kupfer produziert — die in Frankreich erzeugten Mengen stammen aus algerischen und spanischen Erzen —, ist die iberische Halbinsel mit dem alten, schon durch die Phönizier betriebenen Bergbau von Rio Tinto noch immer an zweiter Stelle; die dortigen Erze werden bei einer bescheidenen Erhöhung der Förderung noch für rund 102 Jahre ausreichen. Italien, der Balkan und die skandinavische Halbinsel weisen auch Kupfervorkommen auf, die jedoch zur Zeit und wohl auch in Zukunft eine bedeutende Rolle nicht spielen werden.

Das Deutsche Reich hat in der Mansfelder Mulde einen recht bedeutenden Gewinnungspunkt, der die Gesamtzeugung Deutschlands zu mehr als 90 Prozent deckt. Das dortige Kupferlager wird erst in etwa 300 Jahren abgebaut sein, wofür nicht die Produktion sehr gesteigert wird. Oesterreich-Ungarn hat auch Erze aufzuweisen, die jedoch zur Zeit nur geringe Ausbeute geben. Eine Verringerung wird hier durch das Nachfließen der nordamerikanischen Konkurrenz eintreten. Die Kupferschätze, die die Performance in Böhmen birgt, werden später eine bedeutende Rolle spielen; jedoch sind die gebotenen übermäßigen Hoffnungen nur zum Teil berechtigt. Inmehrin könnte Böhmen den heutigen Bedarf der ganzen Welt für 25 Jahre aus eigenen Erzen decken.

Das Zukunftsland des Kupfers ist aber Rußland, das in seinen europäischen, wie auch sibirisch-asiatischen Distrikten fast unermessliche Reichthümer birgt. Besonders ist es auch hier wieder die Performance, die in den Bezirken Perm, Jekaterinburg, Ufa und Drenburg bei vierfacher Sicherheit und bei einer zugrunde gelegten Mächtigkeit von nur 12 Fuß und bei einem Erzegehalt von 3 Prozent — in Wirklichkeit keines Minderwertes — 10,000 Millionen Tonnen metallisches Kupfer enthält. Diese Menge würde bei einem jährlichen Verbrauch von 600,000 Tonnen für 15,000 Jahre ausreichen. Zusammengefaßt läßt sich folgendes sagen:

Für 30—40 Jahre wird Nordamerika den Kupfermarkt beherrschen und dann durch Erzimporte aus Kanada und Mexiko noch einige Zeit ausschlaggebend bleiben. Hiernach wird eine Erhöhung der heute in angemessenem Verhältnis zu den Gesteinsoberflächen gehaltenen Preise für Kupfer eintreten, durch die eine ganze Anzahl von Ländern, welche heute zurückschreiten müssen, zur Deckung des Bedarfes herangezogen werden wird. Als unermessliche Reserven sind die russischen Schätze anzusehen. Wenn auch der Kupfermarkt sich der zweiten und dritten Generation schon in wesentlich anderer Gestaltung präsentieren wird, so sind doch Befürchtungen für die Zukunft nicht zu hegen. Dr. Alex. Schmidt.

Große Wohnung — große Kinder.

Einen Zusammenhang zwischen den Wohnungsverhältnissen und dem körperlichen Wachstum, wie er in dieser Deutlichkeit bisher noch nicht beobachtet ist, haben die Untersuchungen englischer Ärzte ergeben. Ein Bericht, den Dr. W. Leslie Madenzie und Kapitän A. Foster über ihre Befunde bei Glasgower Schulkindern erstattet haben, zeigt in überraschender Weise, wie sehr die körperliche Entwicklung der jugendlichen Individuen durch ungenügende Wohnungsverhältnisse aufgehalten wird. Die beiden Forscher nahmen Wägungen und Messungen sämtlicher Kinder im Alter von fünf bis achtzehn Jahren vor und fanden dabei, daß die durchschnittliche Größe eines Knaben, dessen elterliche Wohnung ein Zimmer hatte, 46,6 Zoll betrug; die Durchschnittsgröße stieg dann bei zwei Zimmern auf 48,1, bei drei Zimmern auf 50,0, bei vier Zimmern auf 51,3 Zoll. Die gleiche Beobachtung wurde auch bei den Mädchen gemacht. In derselben Weise wie die Körpergröße steigt auch das Gewicht. Die Zahl der untersuchten Kinder ist, wie der Bericht betont, so groß, daß kein Zufallsresultat vorliegen kann. Selbstverständlich ist, daß Eltern, die eine größere Wohnung zu erwahnen vermögen, auch mehr für die Ernährung der Kinder tun können; unabhängig davon wirkt aber die geräumigere, gesündere Wohnung selbst auf Gesundheit und Körperentwicklung günstig ein — ein neuer Beweis für die Behauptung, daß eine gute Wohnungsverhältnisse eine der in allererster Reihe stehenden sozialen Aufgaben ist.

Die Standard Oil Company erklärt die Gerüchte für grundlos, denen zufolge der Preis des Petroleum's demnächst gesteigert werden soll. Der Trust scheint also mit dem Bezahlen der Geldbuße offenbar noch keine Eile zu haben.

Jetzt, da die von Großbritannien eingereichte Abrüstungs-Resolution einstimmig von den im Haag versammelten Friedensdelegaten angenommen wurde, können die Großmächte mit ihren Friedens-Rüstungen unentwegt fortfahren.

Wallstreet ist mit dem Vorgehen der Regierung gegen die Trusts höchst unzufrieden. Daraus ist ersichtlich, daß die Regierung sich auf dem rechten Wege befindet.